

Lichtmusik

Die Zeitgenössische Oper Berlin spielt im Dunkeln

Man hört nicht nur mit dem Herzen gut, sondern auch mit der Haut – besonders dann, wenn man keine Musik mehr sehen kann. Eine wandernde Bratsche im Düstern ist etwas Feines: Man fühlt ihren Ton wie bewegte Wärmestrahlung; an Stirn, Wange und Hand – wo Haare und Kleidung fehlen – am intensivsten. „Into the Dark“, entworfen von der Zeitgenössischen Oper Berlin, heißt die derzeit originellste Musiktheaterproduktion der Hauptstadt und führt, wie der Name sagt, ins Dunkel – was allerdings ziemlich erhellend ist. Denn ganz ohne Agitation und Appelle an das „kritische Bewusstsein“, in aller Stille und Freundlichkeit ereignet sich hier, was in der Gegenwartskunst zur öden Redensart verkommen ist: eine Veränderung der Wahrnehmung.

Die Regisseurin Sabrina Hölzer und das Solistenensemble Kaleidoskop sind dazu an einen vergessenen Ort gegangen: in das Haus des Rundfunks der DDR unweit der Spree. Im kleinen Sendesaal, haselbraun getäfelt, stehen sechshundertfünfzig Liegen: schlichte Quader mit Noppenschäumgummi wie eine Eierpalette gefüllt. Gast für Gast zieht vor dem Saal die Schuhe aus und legt sich hin. Eine sanfte Frauenstimme aus dem Lautsprecher gibt die Regeln durch: keine Arme und Beine über den Rand ragen lassen, „phosphoreszierende Accessoires“ in die Tasche stecken, eventuell sich nähernde Musiker nicht anfassen. Dann gehen die Lampen aus. Der Saal ist völlig lichtlos. Zappenduster. Elf Streicher spielen im ganzen Raum verteilt und bewegen sich dabei auch zwischen den Liegen.

Achtzig Prozent der Umweltdaten nimmt der Mensch über die Augen auf. Wie und was hört er, wenn er nichts mehr sieht? Und womit hört er? Wenn das Auge keine Daten sammeln kann, intensiviert sich die Aufnahmefähigkeit von Wärme und Vibration. Auch das eigentliche Gehör wird nun anders angesprochen. Es gibt zwei Arten des Hörens, die in verschiedenen Hirnarealen verankert sind: zum einen das Unterscheiden von Signalen, zum anderen das Richtungshören. Die erste Art ist wichtig für das Sprachverstehen, die zweite für die Orientierung im Raum. In der europäischen Kunstmusik wurde meist nur die erste Art des Hörens gefördert: das Unterscheiden von motivischen Bausteinen, Themen und Stimmen. Dies funktioniert umso besser, je reiner die Töne sind und je geringer ihre Geräuschanteile. Beim Richtungshören ist es genau umgekehrt: Jeder Zusatz zur reinen Sinusschwingung ist bereits ein Herkunftsindiz.

Genau diese Erfahrungen lassen sich bei „Into the Dark“ machen. Die Elegie aus dem vierten Streichquartett von Peteris Vasks arbeitet mit getragenen, reinen Tönen. Liegt man im Dunkeln, so kann man sagen: Der Ton ist dichter dran oder weiter weg. Aber man kann schwer entscheiden, ob er von links, rechts, von vorn oder hinten kommt. Bei anderen Stücken ist das Schaben, Kratzen, Ächzen der Töne so geräuschhaft, dass sich die Spieler leicht orten und ihre Bewegungen verfolgen lassen. Stärker als sonst erlebt man hier, wie Musik den Raum gliedern kann, je nachdem, ob die Energie in der Mitte zusammengezogen oder an die Ränder gerissen wird. Von ziemlich weit rechts oben hört sich Mozarts gewaltiges c-Moll-Adagio KV 546 für Streichquintett an wie ein riesiges Zelt, das über den Raum gespannt wird.

Hölzer hat, ausgehend von den Partituren, verschiedene Bewegungsmuster entworfen: Frage-Antwort-Blöcke, Parallelen, kreisende Impulse, Kontraktionen und Explosionen. Zwei Wochen lang haben die Musiker, die alles auswendig spielen müssen, mit Blindenführern gelernt, sich im Dunkeln zu bewegen. Für das Liegen des Publikums hat sich Hölzer aus zwei Gründen entschieden: weil es eine alltäglich vertraute Situation ist und weil im Sitzen das Raumortungsbestreben aktiver ist. Im Liegen übt das Richtungshören also weniger Einfluss aus und lässt andere Fokussierungen zu. Man könnte sich gut vorstellen, in der Nacht von Karfreitag auf Karstadt einmal den „Sieben letzten Worten unseres Erlösers am Kreuz“ von Joseph Haydn auf diese Art ausgesetzt zu werden. Das abschließende Erdbeben würde man am Rücken und der hinteren Schädeldecke spüren und so einen Vorgesmack des Jüngsten Tages bekommen: nicht sehend und doch glaubend. JAN BRACHMANN

Der Doktor

Jazzler Billy Taylor gestorben

Billy Taylor war ein Förderer und Ermöglicher des Jazz, der erste Schwarze auch, der ein Studio-Orchester leitete, das im Fernsehen auftrat. „Dr. Taylor“, wie er genannt wurde, spielte mit Charlie Parker, Dizzy Gillespie und Miles Davis, gründete in den sechziger Jahren die Freiluft-Konzertreihe „Jazzmobile“ und hatte später sehr populäre Jazzsendungen im Radio und Fernsehen. „Er genoss sein Leben“, sagte seine Frau Theodora. Nun ist es zu Ende gegangen. Am Dienstag ist Billy Taylor neunundachtzigjährig in einem New Yorker Krankenhaus gestorben. F.A.Z.

Richtig oder wichtig

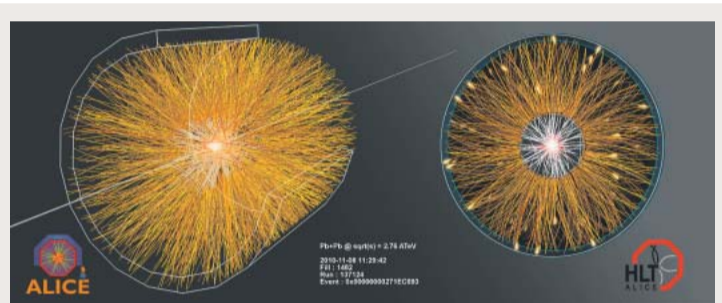
Die Feuilletonredaktion trägt zusammen, woran wir uns aus dem Jahr 2010 gerne erinnern. Aber auch das, was uns daran erinnert hat, woran es in der Welt der Kultur noch mangelt.



Foto Fidelis Fuchs

Theater: Es war ein absoluter Sensationsmoment. Sonst, ringsum im Land, die allgemeine freudlose Szenerie des Niederlebens, wo allüberall aus königlichen Bauern, aus Helden Knechten, aus Heiligen Huren gemacht

werden, als wälte da ein völlig vorhersehbarer, regiezuverlässiger, pseudokritischer Umschaltmechanismus. Und hier, plötzlich, wird aus einem kleinen schuftigen, verschlagenen, geldgierigen, schurkigen Kapitalisten, der auch noch den sprechenden Namen „Fuchs“ (Volpone) trägt: ein großer sanfter, phantasiervoller Liebhaber, ein König im Himmelreich des Mehrwerts. So geschehen im Schauspielhaus Zürich, wo der grandiose Altmeisterregisseur Werner Düggelin mit dem Schauspieler André Jung in Ben Jonsons liebreicher Komödie „Volpone“ (aus dieser kapitalistischen Welt) die Tragödie eines Künstlers (nicht von dieser Welt) entdeckt hat. Der mit Geld das Universum ins Bessere stürzen würde, wenn die Leute ihn ließen. Der Kapitalist als toller Träumer. Das hat man selten. G.St.



Teilchenschauer wie ein Feuerwerk

Abbildung Universität Frankfurt

Natur und Wissenschaft: Es war ein holpriger Start, den der neue Teilchenbeschleuniger des europäischen Forschungszentrums Cern bei Genf im Frühjahr dieses Jahres genommen hat. Ursprünglich für 2005 geplant, wurde die Inbetriebnahme des drei Milliarden teuren LHC immer wieder verschoben. Explodierende Kosten, Lieferengpässe und schließlich der Unfall im September 2008 nach dem ersten Startversuch haben die Nerven der an dem Projekt beteiligten 6000 Forscher arg strapaziert. Doch nun läuft die Urknallmaschine wie geschmiert, und entsprechend groß ist die Freude, auch wenn die Neuentdeckungen noch in weiter Ferne lie-

gen: Keine Dunkle Materie in Sicht, von der es im Weltall nur so zu wimmeln scheint und die die Galaxien wie ein Klebstoff zusammenhalten soll. Ganz zu schweigen vom Higgs-Teilchen, das seit vierzig Jahren auf der Fahndungsliste steht und die Ursache für die Massen der bekannten Teilchen liefern soll. Zwei Erfolge kann man zweifelsfrei verbuchen: Europa hat in der Teilchenphysik nach zehn Jahren wieder die Nase vorn. Was aber so manchen noch mehr freuen dürfte: Von schwarzen MiniLöchern, die die Erde verschlingen würden, war in den vergangenen Monaten nichts zu sehen. Oder haben wir vom Weltuntergang gar nichts mitbekommen? mli



Foto Wonge Bergmann

Literatur: Tolstoi lebt. Nicht nur, weil sein hundertster Todestag uns unter anderem eine herrliche Neuübersetzung von „Krieg und Frieden“ beschert hat, sondern weil sich in diesem Jahr erleben ließ, wie es sich angefühlt haben mag, zu den ersten Lesern seiner Werke zu gehören, also das Wunder großer Literatur bei ihrem Erscheinen am eigenen Leib zu erfahren. Diese Zeitgenossenschaft verdanken wir zum einen Patry, der an ihrem Ehrgeiz krank werden, zutiefst unglücklichen amerikani-

schen Hausfrau, Ehefrau, Mutter und Geliebten, der unvergesslichen Heldenin von „Freiheit“, jener Leserin, die ihr eigenes Leben und Schreiben an „Krieg und Frieden“ misst – und ihrem Schöpfer Jonathan Franzen, der für seinen epischen neuen Roman zu Recht als „Tolstoi des Internet-Zeitalters“ gefeiert wurde. Und dann ist da der israelische Autor David Grossman, den unser Foto zeigt, und sein Roman „Eine Frau flieht vor einer Nachricht“. Ein Wunderwerk der Empfindung, Sensibilität und Großherzigkeit, wird dieses Buch jeden Leser verändert in die Welt entlassen. Zu den berückendsten Erfahrungen gehörte darum der Tolstoi-Moment, also die unmittelbare Wirkung seiner Literatur durch Grossman bestätigt zu sehen. Dass viele Menschen diesen außergewöhnlichen Schriftsteller persönlich erleben durften, lag am Friedenspreis des Deutschen Buchhandels – der sich damit als Vorläufer des Nobelpreises reetabliert haben dürfte. fvl

Forschung & Lehre: Die Bildungspolitik war auf dem Rückzug. Man fand auf einmal, die Studiengänge müssten „studierbar“ gemacht werden. Es handelte sich um die kurz zuvor noch gelobten, neuen, berufsbefähigenden, abbruchlosen und mobilitätsversprechenden Studiengänge. Jetzt sollten sie Gegenstand einer „Reform der Reform“ werden. Das ging so weit, dass ein Kernbestandteil der Reform, die Gratifikation von Anwesenheit – man bekommt es an deutschen Universitäten als Studienleistung anerkannt, da zu sein – ausgehebelt wurde. Das macht das Studium natürlich gleich viel studierbarer. Unzufrieden blieben nur viele Ingenieure. Denn sie fanden, das Ingenieursstudium sei seit jeher studierbar gewesen, solange es nämlich mindestens acht Semester dauerte. Und sie wollten ihren alten Titel „Diplom-Ingenieur“ wiederhaben. Der und seine Träger seien international anerkannt, die Industrie habe bislang auch nie Beschwerde über die Absolventen geführt, allenfalls über deren Zahl. Nein, hieß es darauf, man könne die Uhren nicht zurückdreh-



Foto Matthias Lüddecke

hen, der Bachelor sei unvermeidbar und so gut, dass man keine Alternative zulassen könne. Der Landtag von Mecklenburg-Vorpommern sah das anders. Er führte den „Diplom-Ingenieur“ wieder ein. Das Jahr endet so mit etwas, das man kaum für möglich hielt: dem Nachweis, dass man Uhren manchmal zurückdrehen muss, um sie richtig zu stellen. kau



Foto Christian Richter

Architektur: Sowohl die Forderung nach energetischem und ökologischem Bauen als auch die internationalen Ansprüche an markante, unverwechselbare Ästhetik sind im neuen Thyssen Krupp Quartier in Essen vorbildlich umgesetzt. Die Verwaltungszentrale des Konzerns, gebaut vom Pariser Architekturbüro Chaix & Morel et Associés mit JSWD Architekten + Planer Köln zeigt sich als High-Tech-Schloss-Variante mit 220 Meter langer Wasserachse, Seitentrakten und einem zentralen Kubus, der, in einen flirrenden Schleier aus Nirosta-Lamellen gehüllt, der Seele des Unternehmens Gestalt gibt. Ganz andere bedeutende Architektur steht in Frankfurt: ein unscheinbares Kleinod des ehemals berühmten Frankfurter Klassizismus. Die Nachbarschaft zum neuen Hilton-Hotel hätte ihm den Garaus gemacht – wäre da nicht der Mut eines Kaufmannskonsortiums gewesen, das den Bau ersteigerte und nun denkmalgerecht restaurieren lässt. Obwohl ein Graus für Energieeffizienz-Fanatiker als auch ein Wunder für alle, die wissen, dass Wärme mehr ist als das, was Temperaturmesser zeigen. bat.

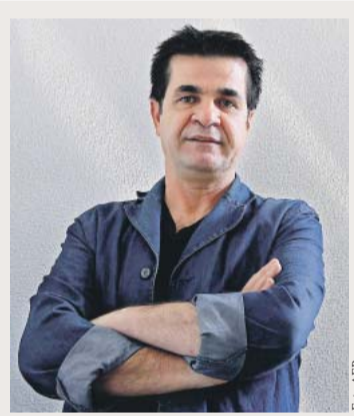


Foto AFP

Kino: Den Film, für den Jafar Panahi sechs Jahre ins Gefängnis muss und zwanzig Jahre Berufsverbot erhielt, hat noch überhaupt niemand gesehen, denn er ist noch nicht einmal zu einem Drittel abgedreht. Dabei wird es nach Lage der Dinge bleiben, falls nicht ein Berufungsgericht anders entscheidet – womit niemand rechnet. Propaganda und Konspiration gegen die islamische Staatsordnung werden ihm vorgeworfen, und die Strafe ist erschütternd. Jafar Panahi hat 1995 mit „Der weiße Ballon“ in Cannes eine Camera d'Or gewonnen, mit „Der Kreis“ 2000 in Venedig einen Goldenen Löwen und mit „Offside“ 2006 in Berlin einen Silbernen Bären. Auch in diesem Jahr war er überall dabei – aber nirgendwo anwesend. Stattdessen saß er in Teheran im Gefängnis, so

Sachbuch: So leicht lässt der Philosoph Joseph Vogl die große Krise nicht entkommen. Er schickt dem Beben der Bankenwelt zum Ende des Jahres eine Systemanalyse hinterher, die an Tiefgang und Genauigkeit ihresgleichen sucht. In seinem Buch „Das Gespenst des Kapitals“ zeigt Vogl die irrationalen Seiten des hochgradig durch-

vern der Lust, Widersprüche im System sichtbar zu machen, über die mit Selbstverständlichkeit hinwegfinanziert wird: „Während man lange Zeit darauf setzte, dass die unzuverlässigen Verhaltensweisen von Einzelnen über Marktmechanismen zur Vernunft gebracht werden, muss man nun konzedieren, dass Finanzmärkte als Märkte aller Märkte so operieren, dass sie mit rationalen Entscheidungsprozessen systematisch Unvernunft produzieren.“ Vogl führt einen Angriff auf die finanzpolitischen Systemdeutungen, auf die Ausgleichs- und Ordnungsfiguren ökonomischer Theorie. Sein Buch ist ein Offenbarungseid. Erst jetzt begreifen wir Krisen-gebeutelten, wie uns geschah. ge

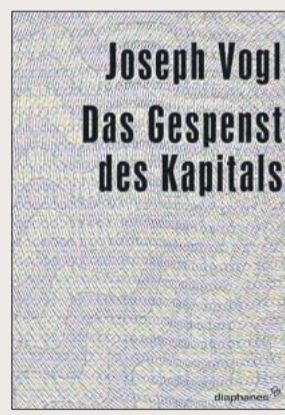


Foto: Buchverlag

Musik: Das Ereignis des Opernjahres? Es wird auf den Bühnen plötzlich wieder so wunderbar glaubwürdig, subtil, berührend – und in alledem: hochmusikalisch Musiktheater gespielt, dass es eine Freude ist. Der artifizielle Kunstgesang erscheint in diesen magischen Momenten als die natürlichste Äußerungsform der Welt, die Musik als unser ursprünglichstes Ausdrucksmedium. Wann hat man auf der Opernbühne zuletzt eine Begegnung zwischen Sängern erlebt, in der die Liebe

Oper „Katja Kabanowa“ – nicht zuletzt dank des fulminanten Darstellungstalents von Evelyn Herltz als Katja. Und Vera Nemirova zeigte mit Wagners „Walküre“ an der Oper Frankfurt (unser Bild) ihre bislang stimmigste, konzentrierteste Regiearbeit: ganz ohne Mätzchen, dafür mit einer im besten Sinne detailversessenen und ungemein spannungsvollen Personenregie, die bis in kleinste Gesten hinein die Psychologie der Figuren lebendig werden ließ. spin

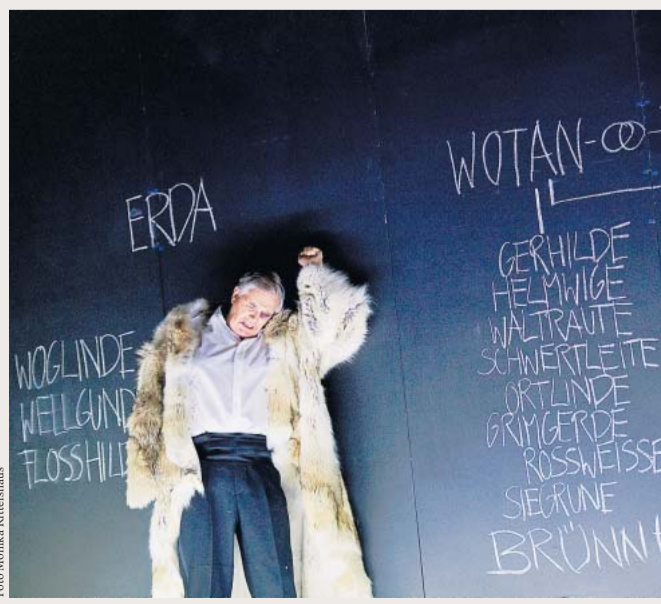


Foto: Monika Rittershaus

Medien: Die herausragende Nachricht des Medienjahres 2010 findet sich in einem medizinischen Bulletin: Eine Zuschreibung, ob Samuel Koch dauerhaft gelähmt bleibt, können die Ärzte erst nach Neujahr geben. Er könne Nahrung zu sich nehmen, teilt der behandelnde Arzt mit. Samuel Koch war in der ZDF-Show „Wetten, dass...?“ bei dem Versuch, auf an seinen Beinen befestigten Sprungfedern über fahrende Autos zu springen, verunglückt. Es war ein riskantes Unterfangen, das war dem jungen Mann wie dem Sender bewusst. Und doch ist, selbst wenn man nicht an zynisches Kalkül im Kampf um Einschaltquoten glaubt, im Nachhinein nicht zu verstehen, wieso das ZDF diese Aktion zuließ. Der Moderator Thomas Gottschalk brach die Show ab, ihm und seinem Team ist bislang nichts vorzuwerfen, die Wette und ihr Vorlauf werden untersucht. Wie das Ergebnis sein mag, eines steht fest: Mit der unbeschwerten Heiterkeit von „Wetten, dass...?“, der letzten großen Familienshow, ist es vorbei. Sie möge weitergehen, lautet das Votum der Zuschauer. Ist die Anteilnahme, die dem Verunglückten und seiner Familie zuteil wurde, aber echt, kann es nicht einfach heißen: The Show must go on. miha.

Foto Sven Simon



Foto Fidelis Fuchs

Kunst: Es war das Jahr der deutschen Museen und ihrer ständigen Sammlungen. Sie überstrahlten – in einer finanziell prekären Zeit – Megabauten wie den glänzenden Centre Pompidou in Metz oder das überdimensionierte Maxxi in Rom. Eine Meisterleistung, die Würdigung verdient. Allen Bemühungen voran schritt die Neue Nationalgalerie in Berlin mit einer spektakulären Neuhängung ihrer modernen Kunst. 2010 schrieb sie so Geschichte und räumte mit linearer Kunstgeschichte auf. Udo Kittelmann zeigte allen, was in verstaubten Dauerausstellungen steckt: gesellschaftliche Werte. Auch einige kleinere Museen, von Bonn über Frankfurt bis Karlsruhe, schafften diesen Spagat: Die Kunsthalle Karlsruhe engagierte zum Beispiel den Künstler Miroslaw Balka, der durch ein Gitter die mittelalterlichen Gemälde einem ungewohnt intensiven Blick aussetzte. Die ständigen Sammlungen der Museen sind Schätze und dürfen nicht versteckt werden, wie der kleine verschüchterte Junge auf unserer Abbildung aus einem Werk von Elmgreen & Dragset. swka

wie seine Familie und andere Künstler, Journalisten, Schriftsteller und Studenten. Panahi trat sogar für eine Weile in den Hungerstreik. Beim Filmfestival in Berlin war er abwesender Ehrengast, beim Festival in Cannes hielt man einen Stuhl für ihn frei, den er nie einnehmen konnte, für die kommende Berlinale ist er als Juror geladen. Bei der Mostra in Venedig zeigte man seinen Kurzfilm „Das Akkordeon“, ebenso beim Festival in Abu Dhabi. Von vielen Festivals kommen Solidaritätsadressen. Sie werden ohne Antwort bleiben. „Das Urteil gegen mich ist ein Urteil gegen die Kunst und Literatur in Iran“, sagte Panahi vor Gericht. Ebenfalls für sechs Jahre hinter Gitter muss der Filmemacher Mohammed Rasulov. Es war ein miserables Jahr für die Freiheit der Kunst. lue.



Foto dpa

Kunstmarkt: Wo strebt er hin, der lebensgroße Schreitende von Alberto Giacometti? Sein unerwartetes Ziel war im Februar die Spitze des internationalen Auktionsmarkts, als er in London gegen ein Gebot von umgerechnet 66,2 Millionen Euro zugeschlagen wurde, bei einer Schätzung von höchstens 20,5 Millionen Euro. Eingeliefert hatte ihn die Commerzbank, aus dem Kunstbestand der Dresdner Bank. Auch weil sich die Commerzbank diese Konkurrentin kurz vor dem Ausbruch der Finanzkrise 2008 einverleibt hatte, kam sie in jene Schiefelage, aus der sie nur die Hilfe des Staats – vulgo: der Steuerzahler – retten konnte. Dass zumindest der globale Kunstmarkt im Höchstpreis-Segment wieder Abschlüsse einfährt, als gäbe es keine Krise und auch kein Morgen, mag ein erfreuliches Signal sein (siehe auch Seite 37). Eine andere Sache ist es aber, dass davon eine marode Bank profitiert; das lässt sich milde eine Ironie des Schicksals nennen. Es hätte die Commerzbank mit dem Anschein des Anstands geziert, wenn sie das Geld, das der dünne Mann ihr so unverhofft zuspielte, denen zurückgegeben hätte, die sie mit Milliarden Euro vor dem Ruin bewahrt haben – den Bürgern und unserer Kultur. rmg